

Berliner Tageblatt
Verleger: Carl Hering
Redaktion: Carl Hering



Der Abonnements-Preis
Jahresabonnement 12 Mark
Halbjahresabonnement 6 Mark

Berliner Tageblatt

Nr. 137. Berlin, Sonnabend, den 22. März 1879. VIII. Jahrgang.

Wir richten namentlich an unsere geehrten auswärtigen Abonnenten die höchste Bitte, die Erneuerung des Abonnements bei den betreffenden Post-Anstalten möglichst frühzeitig anmelden zu wollen, damit die prompte Zustellung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Der verlorene Kamerad von Hans Hopfen.

Diese reizende Novelle wird mit ihrem originellen und spannenden Inhalt dem berühmten Schriftsteller viele neue Verehrer zuführen. Preis: 5 Pf.

Ariadne Roman von Henry Greville, dessen kürzlich im „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte Novelle „Dofia“ allgemeinen Beifall gefunden hat.

Der Abonnementspreis für alle drei Blätter zusammen. Abonnement-Bestellungen nehmen alle Reichspostanstalten, in Berlin auch sämtliche Zeitungs- und Stadtpostämter, sowie die unterzeichnete Expedition jederzeit entgegen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt“, Berlin SW., Jerusalemstraße 48.

Zum Geburtstag des Kaisers. Wenn sich heute Städte und Menschen in Deutschland, will hoffen fast ohne Ausnahme, in ein festliches Gemüth hüllen und in festliche Stimmung versetzen, so hat dieser Tag den großen Vorzug vor vielen Tagen davor, daß seine Feier nicht der Ausdruck einer kalten konventionellen Pflichterfüllung, sondern der eines gelunden, heißen Gemüthes und eines lebendigen und warmen Gefühles ist.

Ein solcher Tag war einst, und zwar in den ersten vierzig Jahren dieses Jahrhunderts, der dritte August, der sich zu einem wahren Volksfeste herausgebildet hatte. Und doch kann man wohl sagen, daß der politische Gedanke daran sehr geringen Antheil hatte; es war höchstens ein politischer Instinkt, der sich daran abspiegelte, ein demonstratives Gefühl für das monarchische Prinzip, das man als die sicherste Abwehr gegen so manche unheilvollen Ereignisse be-

trachtete, welche die französische Revolution um die Wende des Jahrhunderts über Deutschland und besonders für Preußen heraufgeführt hatte. Allen dies monarchische Prinzip fand bei Friedrich Wilhelm dem Dritten eine so starke Auslegung, daß Alles geschah, um die Entwicklung Preußens zu einem konstitutionellen Staate unmöglich zu machen. Er hatte in seiner Jugend nur den wilden Schlachter für Freiheit gehöhrt, er hatte sie nur als eine entfesselte Furie gesehen. Eine ruhige Entwicklung, durch Freiheit und in Freiheit, getragen und bestimmt vom monarchischen Prinzip, schien ihm undenkbar, und damit bestand er sich mit der großen Mehrzahl aller gebildeten Köpfe seiner Zeit im Widerspruch. Aber die persönliche Hochachtung vor jenen bürgerlichen Tugenden war so groß und so herzlich, daß der dritte August unabweislich den Charakter eines aufrechten Volksfestes behielt.

Eine solche Theilung der Morthe findet für die Feier des 22. März nicht statt. Der Prinz von Preußen hat den Rechtsstaat in seinen Grundgedanken vor, und wie er sich ganz und fest auf diesen Standpunkt stellt, ist er auch als König treu darauf fest: gelieben und hat an dem inneren Ausbau nach Maßgabe der inzwischen gemachten Erfahrungen aufrichtig mitgearbeitet. Er mag für Manche damit nicht reich und nicht weit genug vorgegangen sein, für Manche vielleicht zu weit. Partei-Differenzen sind hier fern zu halten. Uns genügt hier die volle Ueberzeugung, daß der Kaiser und König im Geiste der Verfassungen regiert, die er übernommen oder persönlich legalisiert hat.

Anderer politischer und historischer ewig denkwürdige Ereignisse, die aus seiner Initiative hervorgingen, trugen wesentlich dazu bei, ihn 1866 durch die Begründung und Abrundung Preußens und seit 1870/71 durch die Errichtung des deutschen Reiches dem Herzen aller Deutschen noch ungleich näher zu bringen. Das Bewußtsein, an der Spitze des Staatswesens einen für alle Zeiten hochberühmten Namen zu wissen, ist ein menschlich und national erhabendes und knüpft das Gefühl zwischen Volk und Herrscher auf das Innigste zusammen, besonders wenn es dem Regenten gelungen ist, einem Gedanken, der schon lange als nationale Sehnsucht im Volke gelebt hat, freigelegenen Ausdruck zu geben.

Neben dem politischen kritischen Gedanken geht aber mit mindestens gleicher Berechtigung das naive und von keinem Gedankenblasse angegriffene unmittelbare menschliche Gefühl einher. Jüngere können die Bande zwischen Herrscher und Volk nicht gewoben sein als in Preußen und in Deutschland. Grolreicher hat die Stärke und die Wohlthat des monarchischen Prinzips sich nirgends bewährt, als hier unter der Regierung des Kaisers Wilhelm. Abseits des breiten Stromes der Verehrung und Liebe, die ihm so millionenfach entgegenkullt, steht freilich eine verlässliche, feindselige Schaar, die wohl auch heute nicht mit einstimmig in den allgemeinen Ruf: „Kaiser Wilhelm lebe hoch!“ Aber diese Schaar ist glücklicher Weise auch von der ungeheuren Mehrheit des Volkes längst verurtheilt

und wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß ihr Groß sich zum großen Theil gerade aus der Liebe erklärt, welche dem großen Kaiser nicht nur sein Volk, nein, alle Völker entgegen bringen. Denn es sind nicht zum Wenigsten die herrschergütigen Kaiser Wilhelms, welche in weiten Kreisen jenen agitativen Streben entgegen wirken. Jene Wiberlader zürnen, weil sie an diesem Nichts aussetzen finden, seine Tugenden sind in ihren Augen seine Verbrechen.

Laßt sie abseits stehen! Die Weltgeschichte wird über sie hinweg zur Tagesordnung schreiben; der Weg, den die nach einem inneren Geleite vorwärts strebende Kultur uns vorschreibt, ist zu sicher und klar, als daß wir uns irgend welcher Verführung hingeben dürften. Und wenn es jemals angezeigt war, außerordentliche Vollmachten in die Hände eines Herrschers zu legen, so war es jetzt angezeigt, so waren es die Hände des Kaisers Wilhelm.

Diese Erwägungen haben uns schon an und für sich den 22. März zu einem Fest- und Weibetage gemacht. Wie sollte das heute nicht in erhöhtem Grade der Fall sein, nach Ablauf eines Jahres, in welches die grauenhaften Verbrechen fallen, das ihre Leben, welches sich zum Inbegriff und Spiegelbild der Mängel der deutschen Nation gestaltet hat, zu bedrohen und in blutiger That zu befehlen! Geheißt es doch so oft im Leben, daß der Werth eines Heiliges in seiner vollen Ausdehnung erst erkannt wird, wenn die Gefahr des Verlustes herantritt. Dem preussischen Volk und der deutschen Nation ist die Größe des Verlustes, von der sie bedroht waren, niemals schärfer und deutlicher vor Augen getreten, als im vergangenen Jahre. Es ist Alles geschehen, was geschehen konnte, um diesen Schandfleck aus der deutschen Geschichte hinwegzuglätten. Niemals aber kam die Anregung mehr von Herzen, niemals war der Antrieb lebendiger und höher gerechtfertigt als heute, in das Schlußwort des Jahres, in den allgemeinen Jubelruf einzustimmen:

Lang lebe Kaiser Wilhelm! Unser Kaiser lebe hoch!

Politische Tages-Uebersicht.

Die gestrige Sitzung des Reichstages war nach jeder Hinsicht eine in hohem Grade wichtige. Während in der ersten Hälfte der Sitzung die Frage wegen Veränderung der Gewerbeordnung, besonders aber wegen Abhebung des Innungswesens einer gründlichen Erörterung unterzogen wurde, befaßte sich das Haus in seinem zweiten Theile mit dem Antrage der eilfährigen Autonomie, auf Herstellung einer selbstständigen im Lande selbst zu errichtenden Regierung für Schlesien. Dieser Antrag hatte sich bereits, bevor er eingebracht wurde, die Sympathien fast aller Parteien des Reichstages erworben und es hätte deshalb auch einer weniger langen Begründung bedürfen durch den Antragsteller bedurft, da ja auch bereits bekannt war, daß der Reichskanzler dem Antrage nicht feindselig gegenüberstehe. Trogen war man auf die Erklärungen des Fürsten Bismarck allseitig gespannt. Die Auslassungen desselben, die gewissermaßen ein neues Programm

Das Recht des Lebenden.

Roman in drei Theilen von Levin Schüding.

Seiner Anknüpfung hätte es nicht bedurft; daß plötzlich eine Schaar Pularen, die abgezogen waren, sich um die Wohnung bewegten und wie Wölfe neben einzelne der umgebenden Bäume stellten, sahen Alle; auch Schulte Seebdant sehr gut, obwohl ihm aus Ueberraschung darüber das Wort im Munde erstarrte.

Und noch zwei andere Männer traten aus dem Walde. Nun lieh der Tisch vor der gepolsterten Bank schritten zwei Offiziere zu, ein alter mit grauem Haar und Schürthaube, und ein noch sehr junger — Seebdant war das letztere Gesicht bekannt; er hatte ihn schon einmal auf seinem Hofe gesehen; der ältere, der mit dem weitertrauen Gesicht und der tiefen Schmarre über der Stirn so

hoh herein schaute, war ihm fremd. Aber Burkhard Arentin war er offenbar nicht fremd. Mit einem leisen Aufseher der Ueberraschung und auch wohl freudiger Erinnerung hatte sich Burkhard schon ihm zugewandt und war ihm um mehrere Schritte entgegengetreten.

Der Offizier legte die Hand auf Burkhard's Schultern, und sich mit diesem dem Gerichte der Bauern zuwendend, sagte er: „Nun, Ihr geliebter Herr Freigraf, und Ihr anderen Schmiedchen, was veranlaßt Ihr eben und wo steht Ihr in Eurem Verstande?“

Er sprach das in einem so lauten, spöttischen Ton, daß Schulte Seebdant, der nicht der Mann war, wenn er sein Recht unter seinen Füßen fühlte, sich einschickerten zu lassen, eben so laut verlegte: „Herr, wer Ihr ein Stein mögt, neher von hinten! und nehmt diese Töne in Waschen da; es gehört sich für Niemand, der nicht ist verbotet worden, für Niemand, der kommt mit jenseitender Wehr und mit Hülfe und Waffen.“

„Ich weiß, ich weiß!“ fiel ihm der Offizier ins Wort. „Ihr kaltet hier ein Fremdenrecht auf der alten Dingshake noch Guter Vater Braud, und das darf man nicht hören. Ich komme auch nicht, es zu hören — Ich habe meine alte Mutterrede in den fremden Hän-

den nicht im Herzen behalten, um jetzt, wo ich einmal wieder ihren Boden betreten habe, ihre alten Bräute und Sitten zu hören. Aber Ihr müßt wissen, Freigraf, und Eure Leute, die Schiffeen dort, müßt wissen, daß ich als Junge der Euer Gericht gehöre, wenn es wahr ist, was mir hinterbracht worden, daß Ihr meinen Bruder, den Herrn auf Arentin, hier richten wolle, weil er seinen Bruder erschlagen habe. Ist dem in Wahrheit so?“

Schulte Seebdant antwortete nicht. Er sah mit seinen vorgewinkelten Augen und verdrossen hängender Unterlippe bald auf den Lebenden, bald auf den Freigrafen hinüber — er warhe offenbar nicht, was er als Freigraf auf solch eine unerwartete Rede antworten müßte; die alten Formeln ließen ihm im Satze, und der Freigraf, der berufene Wächter der Form, der von Arentin an ersärdendlichen auslief, fühlte sich um nichts flüger als er — er kämpfte ebenfalls. Und doch erhielt der Fragende eine Antwort — sie kam von Burkhard, der verlegte:

„In der That — sie waren eben im Begriff, mich wegen solcher Missethat zu überleben.“ und dann viellecht,“ legte er lächelnd hinzu, „mich mit dem Weidenstrich auf dem Tische da an einen Ast zu hängen.“

„Nun Schultch, so find wir im richtigen Augenblick gekommen,“ rief jetzt mit keiner rauhen stonmandbomme der Offizier aus — „Ihr seid Narren, Ihr Freigrafen hier, denn ich, ich bin Alhard Arentin, und wenn mein Bruder Burkhard mich erschlagen hätte, so stünde ich nicht hier, um Euch zu sagen; jetzt liebet und überlebet ihn wieder zurück aus der Schuld in die Unschuld, und dann geht heim und sagt Euch nicht mehr an solcherelei Dinge; Eure fürstlichen Beamten würden es Euch böse erträumen.“

Schulte Seebdant schaute ihn verblüdet an. Dieser Ton der Drohung war nicht das, was ihm schreckte, aber es war etwas, das ihm sagte, er habe hier seine Freigrafenrede und sein Ansehen vor den Schöffen und dem Landtag zu wahren, und darum entgegnete er mit feiner Stimme:

„Doch Ihr Alhard von Arentin seid, das kann Ihr sagen — aber Niemand kennt Euch und wir wissen, daß der verlegte Mann, der hier vor der heimlichen Aht steht, einen Erschlagenen in einen

Tisch geworfen, und daß die Gebete die Erschlagenen gebeten worden.“

„Sind sie?“ rief Alhard Arentin, einen Blick auf Burkhard werfend. „Und Du, Burkhard, Du hast ihnen nicht erklärt?“

„Nein — verlegte Burkhard. „Wie hätte ich es sollen? Nun und nimmermehr!“

„Wer Du laubest in offener Gefahr...“

„In welcher Gefahr ich laubete, Alhard, sie konnte mich nicht bewegen, das Geknecht jener Nacht Preis zu geben.“

„Und zu gelichen, daß I. in Bruder — nun ja, ich verliche Dich, Burkhard,“ sagte bewegt Alhard von Arentin, indem er seine Hand gerührt auf seines Bruders Schulter legte. „Aber,“ fuhr er dann fort, „was Du nicht von mir gelichen wollest, das kann ich weder von mir gelichen, wenn diese hartnäckigen Bauern es dem dardaus wissen wollen, und ich will es; auch Arentin soll es endlich erfahren, es ist jet, daß es erklart. Höre zu, Arentin, Du wirst erkennen, was Dein Vater seinem Bruder verordnet und wirst Dich dann endlich beugen unter den Willen Deines Vaters.“

Er hatte die letzten Worte zu dem jungen Offizier gesprochen, der bisher kumm an seiner Seite geblieben, aber mit sehr hochmüthigen Blicken die Bauern-Versammlung angesehen hatte. „Die Sache, über die Ihr Euch zu Nichtem macht,“ wandte sich Alhard wieder zu diesem, „ist so zugegangen: Als ich ein junger Mensch war, so alt wie dieser hier, der mein Sohn Arentin ist, da hatt ich mein Herz an ein Fräulein hier im Lande verloren, das mit die Eltern doch nicht geben wollten. Und als ich nun meinen Kopf darauf setzte, sie zu bekommen, da thaten sie sie in ein Kloster und mein Vater ließ mich rufen und vermahnte mich, daß ich mir die Sache aus dem Sinn schalte, weil nun für immer und ewig alle Öffnung für mich dahin sei. Woraus ich denn in meine Kammer ging und meine Büchse nahm und damit in den Wald schritt, des festen Fortgebens, die Kugel im Lauf mir durch das Hirn zu jagen. Und das, so wahr ich hier stehe, hätte ich gethan, wenn nicht mein Bruder in seiner Sorge um mich mit nachgeschritten und es ihm nicht endlich gelungen wäre, mich von dem verwerflichen Entschlus abzubringen, indem er einwilligte, mir